

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 194.

Mittwoch, den 21. August 1907.

22. Jahrgang.



Wiesbaden, 20. August.

Kirchliche Ordnungen.

Dass eine Kirche ihre bestimmten Ordnungen haben muß, wenn sie nicht mit Willkür und Zufall arbeiten will, liegt klar auf der Hand. Schon in altchristlichen Zeiten finden sich Spuren davon, daß die Gemeinschaft gewisse Aemter, und Disziplinarordnungen hatte. Luther's Grundrissen entsprach es, wenn für die verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften genaue Kirchenordnungen aufgestellt wurden. Am bedeutendsten waren die für Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Brandenburg, Württemberg, Pommern und Kurpfalz. Manche interessante Einzelheiten ließe sich herausgreifen, besonders im Blick auf Taufe und Abendmahl. So hielten z. B. die Altkatholiken mit leidenschaftlicher Fähigkeit am Ritus der Taufwasserstreitung bei der Taufe fest. Dem evangelischen Empfinden entspräche es nun freilich in keiner Weise, wollte man die kirchlichen Ordnungen im starren Buchstaben Sinne behandeln. Nur der Geist macht lebendig, das gilt auch hier. Ihr konfessionelles Bekenntnis kann eine Kirche nicht aufgeben, denn sie würde sonst in der Luft schweben. Es braucht auch nicht so weitmaschig zu sein, daß jede beliebige theologische Richtung oder philosophische Weltanschauung mit durchschlägen kann; denn dann ist's eben kein kirchliches Bekenntnis mehr. Wohl aber darf und soll es von evangelischer Milde durchdrungen sein. Ob im Rahmen einer landeskirchlichen Verfassung das evangelische Kirchenwesen seinen idealsten Ausdruck findet, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat man mit dem nun einmal Gegebenen und geschichtlich Gewordenen allwege zu rechnen. Das amerikanische Freikirchentum ist auch nicht so, daß es ungeheilte Sympathien erwecken könnte. Ein lebendiges evangelisches Gemeindeglied, das ist die Hauptaufgabe. Kirchliche Ordnungen werden nur dann eine Bedeutung haben, wenn dahinter eine frische kirchlich-fröhliche Sitten steht. Das zeigt sich, um nur ein klassisches Beispiel herauszugreifen, in punkto der Sonntagsheiligung. Keine Kirchenzucht, und würde sie vom Staate noch so sehr unterstützt, kann hier etwas Remmendwertes ausrichten, wenn nicht sittenmäßig, durch Wort und Beispiel, das christliche Sonntagsideal gepflegt wird. Möge die kirchliche Sitten noch recht lange eine natürliche Bundesgenossin der kirchlichen Ordnung sein!

* Mit einer Angel von Grapeloite im Körper. Ein eigenartiges Andenken an die Schlacht von Grapeloite hat der aus Woburn gebürtige und in Mainz wohnhafte Martin Schmitt, nämlich eine Chassepot-Kugel in seinem Körper. Sie ging ihm vor 27 Jahren am 18. August durch das Schulterblatt und sitzt heute im Rücken fest, kann aber infolge der tiefen und gefährlichen Lage nicht entfernt werden. Herr Schmitt diente im 4. Hessischen Infanterie-Regiment, in der 3. Kompanie unter dem Hauptmann Mehlner, der heute als Generalleutnant in Berlin steht. Der Mann ist gänzlich erwerbsunfähig und hat leider auch viel zu leiden. Erst durch eine Röntgenbestrahlung konnte im Jahre 1891, also 20 Jahre nach Beendigung des Krieges, die Kugel festgestellt werden, und erst seit dieser Zeit besteht der Mann eine Rente.

* Aufhängen von Eisenheim sind gegenwärtig in den größeren Buchhandlungen aufgestellt. In Lichtdruck mit Handkolorierung ausgeführt, zeigen sie so recht die idyllische Lage dieser Anstalt, von der unser Kaiser, als er von einer Fußtour nach der Ralte hier vorbeiging, äußerte: „Ein reizendes Fleckchen!“

* **Balhalltheater.** Am Donnerstag dieser Woche findet ein gemeinschaftliches Benefiz für die Herren Hanns Gemeier und Carlo Berger statt. Zur Aufführung kommt „Die Geisha oder die Geschichte eines japanischen Teehauses“. Herr Gemeier sowie Herr Berger haben mit wenig Ausnahmen jeden Abend im Laufe der Saison gespielt und sich somit als bewährte Kräfte des Ensembles erwiesen, weshalb ihnen auch ein voller Erfolg am Donnerstagabend am Donnerstag erwünscht sei.

* **Die Abschaffung der Nacharbeit im Bädergewerbe** soll durch neue technische Einrichtungen ermöglicht werden. Aus einem Artikel des Bädereigenenblattes geht hervor, daß man sich bereits seit längerer Zeit mit der Idee, die Nacharbeit abzuschaffen, beschäftigt hat. Von den Bädereigenthümern würde diese Reform jedenfalls bejehrt werden. Die Beseitigung der Nacharbeit soll in der Hauptsache durch Einrichtung eines Kühlraumes, der getrennt von der eigentlichen Bäderei angubringen ist, ermöglicht werden. Der Teig für das Frühgebäck würde abends vollkommen fertigstellen und während der Nachtstunden im Kühlraum aufbewahren sein. Zu früher Morgenstunde würde dann gebaden, so daß die Kundschaft auf das gewünschte frische Gebäck am Morgen nicht zu verzichten brauchte. Die Befürworter dieser Idee weisen darauf hin, daß heute schon bei kühler Witterung die halbfertigen Waren seit zwei bis drei Stunden der Luft ausgesetzt werden, ohne daß dadurch irgend welcher Schaden geschieht. Es könnte deshalb nicht viel ausmachen, wenn ein längerer Zeitraum bis zum Baden verstreicht. Die Gärung des Teiges würde schon bei einer Temperatur von 8 bis 10 Grad Reaumur zum Stillstand gebracht sein. Es dürfte nicht schwer sein, in einem Kühlraum eine solche Temperatur dauernd zu erhalten. Da dieser Kühlraum auch nebenbei zur Aufbewahrung leicht verderblicher Waren verwendet werden könnte, so würde sich seine Einrichtung auch rentieren. Mit dem System des Vortriebsmagens soll gleichfalls gebrochen werden. Der stärkere Verwundung von Seite steht dann ein Ersparnis an Arbeit gegenüber.

* **Die Zahl der akademischen Vereine, welche die Kury Schrift pflegen, mehrt sich stetig.** Diese Vereine des Stenogr. Bundes Stolz-Schrey lassen ihre Semesterberichte in der Stenogr. Vierteljahresschrift für akademische Kreise erscheinen. Daraus ist ersichtlich, daß dieselben nicht bloß neben der Gelehrtheit ein bestimmtes System, sondern auch die Stenographie als Wissenschaft pflegen. Mancher Student bedauert, vor seiner Studienzeit keine Gelegenheit an der höheren Schule gehabt zu haben, sich ein System anzueignen oder die gebotene Gelegenheit nicht wahrzunehmen zu haben. Er ist durch seinen stenographierenden Kommilitonen bei Nachschrift der Vorlesungen zu der Ueberzeugung geführt worden, daß ihm die Kury Schrift hierbei außerordentlich großen Vorteil gewährt. Der stenographische Student kann nicht nur das Wesentliche der Vorlesungen leicht wieder lesbar nachschreiben, sondern auch den ganzen Vortrag des Professors verfolgen, während der nicht stenographische Student in der Regel nur Bruchteile von Sätzen zu Papier bringt, deren Schriftzüge beim häuslichen Bearbeiten des Materials oft schwer zu entziffern sind. Die Zahl der stenographischen Hörer ist, wie von Studenten berichtet wird, recht groß. Wer in der Nachmittags- oder Kury Schrift eine mühselige Entbehrung erblickt, der lernt noch als Student die Stenographie. In den großen Hochschulen ist es Besuchern der Universitäten und anderen Hochschulen leicht möglich, das etwa Veräumte nachzuholen durch Beteiligung an dem Lehrgang in der Stenographischen Schule (Lehrstraße 10), der dort, wie schon angegeben, heute abend 8 Uhr beginnt.

* **12. Konferenz für das Abioten- u. Hilfschulwesen.** Vom 17. bis 20. September tagt in Chemnitz die 12. Konferenz für das Abioten- und Hilfschulwesen. Es war im Jahre 1894, als der Begründer der Abioten-Anstalten, der verstorbene Pastor Sengelmann, im Verein mit 5 anderen Abiotenanstaltsleitern zum ersten Male die Konferenz für Abioten-Heilpflege nach Berlin berief. Damals war für die Schwachfühligen und Schwachbedürftigen erst verhältnismäßig wenig geschehen; seitdem hat sich die Zahl der für sie bestimmten Anstalten bedeutend vermehrt, und namentlich hat auch in den letzten Jahren

ten ein früher ungekannter Aufschwung des Hilfschulwesens stattgefunden. Auch das Programm der diesjährigen Tagung ist ein reichhaltiges und weist 9 Vorträge von Ärzten und Pädagogen auf; ferner wird die neue schiffliche Landesanstalt für Blinde und Schwachfühligen in Chemnitz-Altenhof besichtigt, die Chemnitzer Hilfschulen werden besucht und außerdem erhalten die Teilnehmer Gelegenheit zur Besichtigung der städt. Nervenheilanstalt oder der Lungenheilstätte oder einer Fabrik, je nach Wahl. Auch für Erholung und geselliges Beisammensein wird Sorge getragen, u. a. ist ein Ausflug nach Schloß und Stadt Augustsburg beabsichtigt. — Alle an der Fürsorge für die Hilfsschulen Interessierten, besonders Behörden, Zuzüster, Ärzte, Lehrer, Geistliche etc. werden zur Teilnahme an der Konferenz eingeladen. Es wird gebeten, bis zum 10. September spätestens die Teilnahme bei der Kgl. Anstaltsdirektion Chemnitz-Altenhof anzumelden zu wollen. Mitgliederkarte 5 M., Teilnehmerkarte 1 M., Zimmer mit Frühstück von 2 M. an.

□ **Einfache und schwere Diebstähle.** Der Zimmermann Philipp Franz sowie die Fuhrknechte Kleinberg und A. Lemoine von hier sind am 15. Juli, obwohl sie bisher unbefehllos waren, in Haft genommen worden unter dem Verdacht der gemeinsamen Verübung mehrerer Diebstähle und haben von vornherein auch ein reumütiges Geständnis abgelegt. Danach hat zunächst Franz allein im Mai oder Juni, während er noch bei einem Meister an der Reingerstraße in Arbeit stand, diesem einen Hohl entwendet. Später besuchten sie zusammen auf Grund einer getroffenen Abmachung, nachdem sie sich mittels Einsteigens Zutritt zu den betr. Zimmerplätzen verschafft und die Türen erbrochen, zunächst während der Nacht vom 29. zum 30. Juni einen anderen Zimmerplatz an der Reingerstraße und während der folgenden Nacht denjenigen des früheren Meisters und hielten neben einer großen Menge von Arbeitsgeräten dabei auch verschiedene Kleidungsstücke mit sich. Nach dem Grade ihrer Beteiligung verhängte die Strafkammer über Franz eine Gefängnisstrafe von 5, über Kleinberg eine solche von 4 und über Lemoine 3 Monate Gefängnis, je mit Aufrechnung von 1 Monat Vorhaft.

Standesamt Dohheim.

Geboren: Am 1. August dem Fabrikarbeiter Heinrich Thoma e. S. Adolf Heinrich. — 4. dem Tagelöhner Georg Wingenbach e. S. Emil. — 6. dem Landwirt Friedr. Wilh. Ludwig Wagner e. T. Karoline. — 7. dem Tücher Heinrich Karl Alee e. T. Frieda Karoline Luise. — 8. dem Gutsverwalter Ludwig Haberhof e. T. Wilhelmine. — 7. dem Tücher Karl Wilhelm Wagner e. T. Wilhelmine. — 11. dem Kaufmann Johann Adam Knapp Zwillinge, Maria und Katharine. — 13. dem Maurer Friedrich Wilh. Aug. Martin e. T. Frieda Wilhelmine. **Aufgeboten:** Am 7. August der Maurer Philipp Emil Schäfer mit der Köchin Johanna Maria Elisabeth Götter, beide hiesig. — 13. der Wagner Theodor Bund mit der Schneiderin Mathilde Stahl zu Wiesbaden.

Verheiratet: Am 10. August der verwitwete Fabrikarbeiter Theodor Franz Thörn mit Maria Anna Paul.

Verstorben: Am 3. August die Fabrikarbeiterin Elise Heinrich, 23 J. — 9. dem Tagelöhner Georg Bauer ein totes Mädchen. — 12. und 13. Katharine und Maria, Töchter des Kaufmanns Johann Adam Knapp, 1 T. — 13. Elisabeth, T. d. Spenglers Theodor Raubi, 6 J. — 15. Karoline Philippine geb. Schauh, Ehefrau des Javal Christian Preßler, 63 J.

Moderne

Verlobte

Möbel

kaufen keine Einrichtung ohne vorher das große **Muster-Hauptausstellungshaus der Darmstädter Möbelfabrik, Heidelbergerstrasse**, welche als Sehenswürdigkeit 1. Ranges und bedeutendes Haus seiner Art bekannt ist, besichtigt zu haben. Man verlange Preisliste mit Abbildungen. (Perspektiv-Aufnahmen von kompl. Zimmern). 10jährige Garantie, freie Lieferung. Sonntags von 11—1 Uhr geöffnet. 87/197

Berliner Börse, 17. August 1907.

Dienstag, 1. März 1914.			1 Dollar = 4,20 Mark.		
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00	1.00	
Dr. K. Schatz			98.00		

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

22. Nabuccane

Von Karl Staubt.

— **Dunstfichere Decken.** Um die Holztheile der Stalldecken gegen die schädliche Einwirkung des Stallbautes zu sichern, empfiehlt sich eine Verkleidung derselben mit Dachpappen. Zu diesem Zwecke werden an die Unterseite der Balken, quer zu deren Richtung, in einer Entfernung von ungefähr 30 Zentimeter von Mitte zu Mitte 0,75 Quadratcentimeter starke, möglichst hieserne, trodene, mit Carbolineum getränkte Latten genagelt, an welchen die Dachpappe mit verzinkten, breitflappigen Nägeln, dicht und straff angezogen befestigt wird. Die Stöße müssen wenigstens 10 Zentimeter überdecken und werden zweimal genagelt. Sowohl die Ober- wie die Unterfläche der Pappe wird während der Arbeit mit angemessentem Abdecksack gestrichen und die Stöße mit diesem entsprechend gedichtet. An den Mauern muß die Pappe in den Versatz eingelassen, befestigt und mit

— Verwertung des Falthobstes. Die von den Bäumen fallen-
den mäßigen und unreifen Früchte sollte man immer sorgfältig
einsammeln und vernichten, um dem Ungeziefer wenigstens etwas
zu steuern. Kefpel geben aber vom August an ein sehr schönes
Geler, welches nicht zu viel Arbeit erfordert, und namentlich für
Kinder ein willkommenes und billiges Subrot liefert. Die
Kefpel werden gewaschen, alles Saute und Waschige wird sauber
ausgeschnitten und dann mit so viel Wasser auf Feuer gesetzt,
daß sie beinahe davon bedeckt werden. Eisenne Töpfe dürfen zu
dem Kocher aber nur so lange brautz werden, als die Mafar
noch ganz unverlezt ist. Sind die Kefpel völlig weich, so schüt-
tet man die Masse in einen Beutel und läßt sie langsam durch-

Die Breitensteiner-Kommission.

Conrad H. Schiffer. Hof-
Atelier für künstlerische Porträts, Photograph
Vergrößerungen. **Taunusstr. 24,**
9338



Nr. 194.

Mittwoch, den 21. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

9. Kapitel.

Im Wohnzimmer der Villa Agnes steht Frau von Meerholz vor dem Spiegel und knüpft sich langsam die grauen Handschuhe von feinstem Leder zu. Sie sieht äußerst vornehm aus, die schöne Frau Charlotta. Der unten sehr weit ausfallende graue Rock ist so lang, daß kaum die Spitze des in eleganten grauen Lederstiefelchen steckenden Fußes sichtbar ist. Die seidene Unterkleider rauschen bei jeder Bewegung, die seidene Bluse ist ein wahres Kunstwerk eleganter Einfachheit, wie sie vornehme Frauen auf Reisen so sehr lieben. Die zu der Toilette gehörende weite Jacke hängt über einer Stuhllehne.

Etwas seitwärts vom Tisch sitzt Hildegard in einem Sessel. Sie hat Kuriichen auf dem Schoß. Der Kleine sieht ohne Erregung der Abreise der Mutter entgegen. Er ist so froh, daß er bei seiner lieben Tante Hilbe bleiben darf und ihn Mama nicht mitnimmt. Sein Köpfchen ruht so selbstverständlich an Hildegards Brust, als ob es nur da und nirgends anders hingehöre.

„Was wird aber Tante sagen, daß du ihre Heimkehr nicht abwartest? Ich denke, in spätestens acht Tagen werden sie hier sein. Onkel schrieb, daß sie ihren Aufenthalt abkürzen wollten, und da du so lange hier bist, könntest du schließlich diese eine Woche auch noch zugeben.“

Hildegard hat keine Ahnung, daß Helms zu derselben Stunde schon unterwegs sind, erst eine Depesche, welche kurze Zeit nach Charlottas Abreise eintrifft, zeigt ihr die am späten Abend erfolgende Heimkehr des Ehepaares an.

So wenig ihr auch an der Kusine Anwesenheit liegt, dieselbe quäle sie unausgesetzt mit ironischen Fragen und spizen Bemerkungen, so fühlte sie sich doch verpflichtet, ihr von dem voranschreitlichen Eintreffen ihrer Pflegeeltern Mitteilung zu machen und sie so, quasi als Wirtin, zum Bleiben aufzufordern.

„Noch eine Woche zugeben? Ich wäre ja hier“, die schöne Frau tippt mit der Spitze ihres Zeigefingers auf die Stirn, „wenn ich das täte! Bin bloß froh, daß diese gräßlich langweiligen Wochen vorüber sind. Nun, die Reise soll mich schon entschädigen, ich werde mich amüsieren. Hat denn Anna die Rosen aus meinem Zimmer mit herunter gebracht?“

„Ja, Mama! Anna hat so schöne, schöne Rosen brauchen in deinen Wagen gelegt, ich habe es gesehen“, erwidert anstatt Hildegard Kuriichen mit wichtiger Miene.

„So, dann ist es gut! Findest du es nicht aufmerksam von Baron von Treskow, mir diese Blumen zu senden?“

„Aufmerksam, ja gewiß!“, antwortete Hildegard etwas zögernd. Ihr war die Frage in des Knaben Gegenwart peinlich.

Nach Art der Kinder, die viel mit Erwachsenen verkehrten, und wenig mit ihresgleichen zusammenkommen, ist Kurt etwas altklug geworden. Er sieht mit seinen großen, verständigen Augen seine Mama an und meint nachdenklich:

„Herr von Treskow ist ein sehr lieber Großpapa, er hat mir eine große Dose Schokoladenplättchen und ein schönes Silberbuch geschenkt.“

Bei dem Worte „Großpapa“ steigt eine zornige Note in Charlottas Gesicht. Ein böser Blick trifft den Knaben.

„Herr von Treskow ist kein Großpapa, das merke dir“, herrichte sie ihn an.

Er brüht sich schon an Hildegard.

„Aber er hat doch weiße Haare“, antwortete er kleinlaut. „Nicht alle Leute, die weiße Haare haben, sind Großpapas“, erwidert Fräulein Doktor lächelnd und streicht lieblos über die langen, braunen Locken. Dann wirft sie einen Blick auf den Regulator und sagt, sich zu ihrer Kusine wendend:

„Ich glaube, es wird Zeit, daß du gehst. Entschuldige, daß ich dich nicht an die Bahn begleite, aber du weißt, ich bin hier nicht entbehrlich.“

„Ja, ja, ich weiß schon“, wehrt sie ironisch ab, „na, dann leb' wohl! Grüße Onkel und Tante.“

Danke! Leb' wohl und recht glückliche Reise.“

Die beiden Kusinen küßten sich auf die Wange und gaben sich die Hand. Hildegard war vorher aufgestanden. Jetzt nimmt sie den Knaben auf den Arm und sagt zu ihm:

„Gib der Mama ein süßes Küsschen und sage ihr Adieu.“ Kurt will tun, wie ihm geheißen, doch als er das Aermchen um der Mutter Hals legen will, tritt sie hastig zurück.

„Laß das, du zerdrückst mir nur alles“, ruft sie ärgerlich, küßt das Kind flüchtig, nimmt die Jacke von der Stuhllehne und geht rauschend und mit zurückgeworfenem Kopf hinaus.

„Komm, Kuriichen, wir wollen drüben im Eßzimmer aus Fenster treten, da sehen wir Mama fortfahren“, sagte Hildegard. Sie stellte den Knaben wieder auf den Boden, sah ihn an und so humpelt er langsam an ihrer Seite durch den Salon ins Eßzimmer, dessen Fenster nach der Straßenseite zu liegen. Hier ist die Villa durch einen breiten Vorgarten von derselben getrennt, durch welchen jetzt eben Frau von Meerholz, gekleidet von der Hofe, schreitet. Als sie in den vor dem Gittertor haltenden Wagen eingestiegen ist und auch die Kammerjungfer ein bescheidenes Plättchen zwischen den Handtaschen, Gutschachteln und Schirmhüllen gefunden hat, fängt Kuriichen, welchen Hildegard auf einen Schemel gestellt hat, langsam an zu winken. Es ist wohl nur Zufall, daß die Blicke der Mutter, die grazios in die seidene Polster zurücklehnt, den Strauß köstlicher Rosen auf dem Schoß, noch einmal die Fenster der Villa streifen und so auch das grüßende Kind sehen — ein lässiger Gegengruß, ein leichtes Neigen des Kopfes, und der Wagen rollt fort. Kuriichen hat das Gesichtchen an die Scheiben gepreßt, so daß die kleine Nase ganz platt gedrückt wird und starrt dem Wagen nach. Als er nichts mehr von ihm sieht, senkt der kleine Kerl tief auf. Aber es klingt nicht wie ein schmerzlicher, sondern eher wie ein Seufzer der Erleichterung, dann sagt er leise: „Da, nun ist sie fort.“

Auch über Hildegard kommt es unwillkürlich wie ein Gefühl der Befreiung. Sie will es sich zwar nicht eingestehen, daß sie unter den Lieblosigkeiten Charlottas schwer gelitten hat, aber sie fühlt es jetzt — es ist out, daß sie fort ist. Ihr ist es, als

mühte der heutige Tag noch irgend etwas Gutes bringen. Sie fühlt sich frischer, wie seit langer Zeit nicht mehr. Ob es der wunderliche taupfropfen Morgen macht, ob die Abreise ihrer Aune? Sie weiß es selbst nicht. Sie hebt Kirtchen von dem Schemel herunter. Dann drückt sie auf den Knopf der elektrischen Klingel und sagt zu ihm:

„Ich lasse jetzt Anna kommen, Liebling! Du kannst spazieren fahren, es ist so schön draußen.“

„Fahren, Tante Hilbe? Ach ja! Darf ich wirklich fahren?“ „Gewiß! Aber fährst du denn so gern? Ich denke du gehst lieber? Du freustest dich doch so, daß du es jetzt kannst!“

„Ja, Tante Hilbe! Ich freue mich auch immer noch so sehr. Aber weißt du, die Krücke tut hier so weh, wenn ich spazieren gehe und dann habe ich hier auch oft Schmerzen.“

Das Kind zeigt auf die Achselhöhle und Hüfte.

„Aber Herz! Wenn du Schmerzen hast, dann darfst du niemals weiter gehen und mußt dich erst ausruhen,“ erwiderte Hildegard und zieht liebevoll den Kleinen an sich. Sie beugt sich zu ihm nieder und schaut besorgt in das gelblich blasse Gesichtchen. Dann winkt sie dem eben eintretenden Mädchen.

„Legen Sie Kurt einmal dort aufs Sofa,“ sagt sie zu ihr. Sie lockert dem Kinde die Beinschienen, untersucht die Hüftbandage und plaudert liebevoll mit ihm. Als sie fertig ist, läßt sie ihn herzlich, hebt ihn auf und befiehlt dem Mädchen:

„Gehen Sie einweilen und fahren Sie den Sitzwagen an die Tür, ich bringe Kirtchen selbst hinaus.“

Ein freudiger Blick aus den seelenvollen Kinderaugen trifft sie. Ein kleiner Andernarm dreht sich fest an ihre Hand.

„Du liebe, liebe Tante Hilbe! Ich habe dich so fürchtbar lieb!“ „Kleiner Schmeichler!“

„Tante Hilbe, willst du nicht ein bißchen spazieren gehen? So neben dem Wagen, das ist schön, du siehst auch ganz blaß aus,“ septe er allflug hinzu.

„Ich sehe blaß aus? Nun, da müssen wir die Backen ein bißchen reiben, siehst du, so!“ Sie reibt sich mit der einen Hand die Wangen rot, während die andere Kirtchen unterstützt. Dieser schaut sie erstaunt an.

„Wenn du rote Backen hast, siehst du hübsch aus,“ meint er wichtig.

„So?“ erwiderte sie lächelnd.

„Ja! Und wenn ich groß bin, heirate ich dich!“

„Ach, das ist ja ganz etwas neues, mein Kleiner,“ lachte Hildegard herzlich auf. „Wenn du aber groß bist, bin ich eine alte Frau und habe weiße Haare,“ gibt sie ihrem unverhofften Freier zu bedenken.

Einen Augenblick besinnt sich der Knabe, er zögert mit der Sprache, als getraute er sich nicht heraus, dann aber legte er bedächtig das Fingerchen an das Näschen und sagt treuherzig: „O, dann kann ich dich doch heiraten. Denn siehst du, der Herr von Treslow hat auch weiße Haare und die Mama heiratet ihn auch.“

Erstrocken hält Hildegard den Knaben zurück und fragt: „Aber Kirtchen, wer spricht so etwas?“

Sie stehen gerade in der offenen Haustüre. Draußen bringt Anna die Decke am Wagen in Ordnung. Sie hat die Aeußerung des Knaben gehört und ist feuerrot geworden, denn sie weiß genau, wer so etwas gesprochen hat. Wenn der Kleine es dem Fräulein Doktor sagt, gibt's eine tüchtige Strafpredigt, denn dieselbe kann solche Reden durchaus nicht leiden. Freilich, sie ist nicht allein die Schulbige, eigentlich hat die Jose die ganze Schwaberei aufgebracht. Die wußte immer etwas zu erzählen. Aber vielleicht sagt Kirtchen nichts.

Sie lügt schon nach den Weiden hinüber. Er steht wie ein kleiner Sünder vor Hildegard. Diese hebt dann liebevoll sein Köpfchen in die Höhe, schaut ihm eindringlich in die Augen und fragt: „Nun, Liebling, wer sagt so etwas?“

Da hebt Kurt zögernd das Fingerchen, zeigt auf Anna und sagt leise:

„Die und die Jungfer.“

„So? Nun Anna, wenn Sie durchaus solches Zeug schwatzen wollen, dann tun Sie es wenigstens nicht in Gegenwart des Kindes! Verstanden?“ Die sonst so weiche, sanfte Stimme Fräulein Doktors klingt plötzlich sehr streng. Sie weiß ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Wo es auch sei, überall ist dieses sprühende Auge, dieser Metallklang des biegsamen Organs gefährlich.

Das Mädchen ist blaß geworden. Sie antwortet schüchtern:

„Verzeihen Sie, es soll nicht wieder vorkommen.“

Hildegard wehrt mit der Hand und sagt kurz: „Es ist gut, heben Sie den Kleinen in den Wagen.“

Sie setzt ihn dann selber bequem zurecht, knöpft die leichte, seidene Decke an und streichelt ihm die Wäddchen, welche vor Erregung bei Hilbes strengem Ton ganz rot und heiß geworden sind. „Ich gehe ein Stückchen mit, es ist wirklich so schön heute

im Park,“ lächelte sie ihm zu und erzählt, um ihm das Gesehene vergessen zu machen, eine heitere Geschichte. Als er dann fröhlich lacht, verabschiedet sie sich zärtlich, befiehlt dem Mädchen dann sorgfältiges und langames Fahren und eilt, noch einmal freundlich zurückgründend, raschen Schrittes hinüber nach der Anstalt.

Das Wartezimmer ist voll Menschen, obwohl die Sprechstunde erst um 9 Uhr beginnt und es von einem nahen Turm erst halb schlägt.

Fräulein Doktor war aber schon einmal, und zwar um sechs Uhr, heute früh hier. Lange bevor die schöne Frau von Meerholz sich den Schlaf aus den Augen rieb, weilte sie an den Krankenbetten und waltete, unter Assistenz zweier Pflegerinnen, ihres schweren Amtes.

Sie trat auch in des Doktors Zimmer und fand die treu sorgende Johanne vor. Der Patient schlummerte noch und schien lieber frei zu sein. Sie sah prüfend in das, mit einem leisen Schein von Rote überzogene, geliebte Antlitz. Dann nickt sie der Pflegerin befriedigt zu. Sie will hier erst später, wenn Professor Raute da ist, den Verband um Arm und Hand erneuern. Daß Dr. Paulus ruhig schläft, ist ein gutes Zeichen. Er würde bald genesen und dann!

Oh könnte nicht vielleicht doch noch alles gut werden? Aber nein! Das was Tausende und Abertausende als ihr gutes Recht betrachten, das Glück des Herzens — ihr ist es versagt. Sie darf die Hände nicht darnach ausstrecken. Sie muß ruhig weiter schreiten, mit starker Seele, unentwegt ihren Weg gehen, in der Arbeit ihren Trost suchen wie bisher? Nein, wie bisher ging das nicht, da war es ganz anders gewesen, da besaß sie noch ein ruhiges Herz, da liebte sie noch nicht!

Sie schritt zögernd durch den langen Korridor zurück. Die Gedanken stürmen auf sie ein, ach, könnte sie jetzt nur 10 Minuten allein sein. Sie will schon die Tür zu ihrem Privatzimmer öffnen, besinnt sich jedoch und zieht die Hand wieder zurück. Nein, es geht nicht! — Sie mußte hinüber in die Villa und später harrten hier wieder viele, viele kleine Wesen, deren mannigfaltige Gebrechen sie lindern, und wenn irgend möglich heilen soll.

Sie geht deshalb rasch weiter und drängt mit aller Kraft ihres Willens die Gedanken an Herbert Paulus zurück.

Wie sie jetzt nach Stunden, aus dem Park zurückkehrt und nach dem Konsultationszimmer geht, kommt auch plötzlich die alte Arbeitsfreudigkeit wieder über sie.

Der Portier Karl aber sieht ihr sorgenvoll nach. Dann nimmt er eine braune Dose aus der Westentasche, schlägt mit der flachen Hand darauf, öffnet bedächtig und nimmt eine Pflanze.

„Om, hm,“ murmelte er so vor sich hin, „mal gut, daß die Schwester Johanne an den Herrn Geheimrat geschrieben hat, ich habe den Brief gleich direktweg auf die Post getragen, da kommt er rascher an. Unser Hilbchen, was unser Fräulein ist, sieht wirklich zum Stein erbarmen aus. Na, aber auch so ein Unglück mit dem Doktor! Muß der Justement auch Blutergießen kriegen, wo der Herr Geheimrat nicht zu Hause ist. Und die Schwester Johanne meint nun, am Ende wird uns 's Hilbchen, was unser Fräulein Doktor ist, auch noch krank. Na, aber das Donnerwetter dann — nicht vom lieben Gott, sondern vom Herrn Geheimrat! Das möchte ich nun sonst gar nicht hören. Da is man gut, daß Schwester Johanne ihm geschrieben hat. Ich kalkulierte, er kommt gleich, denn 's Hilbchen war doch immer sein Herzblatt. Und sie verdient's auch reichlich. Wenn ich schonst daran denke, wie sie mich damals meine Mähe wieder geholt hat — ach nee, so was! So'n großartiges Fräulein Doktor und ist doch immer so freundlich zu unsereinem.“ Den alten Karl überkommt die Rührung, er wischt sich mit dem Handrücken über die Augen.

„He, Karl! Eine Depesche!“

In der offenen Haustür stand der Telegraphenbote und hält ihm ein Telegramm entgegen.

Er nimmt es in Empfang, betrachtet es von allen Seiten, legt den Zeigefinger an die Nase und meint:

„Ich kalkulierte, es ist vom Herrn Geheimrat.“

Dann geht er an die Tür des Konsultationszimmers und klopfte leise an. Schwester Maria öffnet, nimmt ihm die Depesche ab und reicht sie Fräulein Doktor, vor welcher ein etwa achtjähriges Mädchen steht, dessen Körper bis zu den Hüften entblößt ist. Sie öffnet das Telegramm, wirft einen Blick hinein und legt es dann auf einen ihr zur Seite stehenden Tisch, welcher mit allerhand Instrumenten bedeckt ist. In ihrem Antlitz prägt sich die freudige Ueberraschung aus. Sie fragt aber nichts, sondern geht von neuem an die Untersuchung des erschreckend abgemagerten Kindes. Neben demselben steht eine Frau in sauberer, aber ärmlicher Bauerntracht, die in ängstlicher Spannung zusieht. Endlich ist die Untersuchung beendet. Sie darf die Kleine wieder ankleiden.

Peter Johann.

Kriminalgeschichte von Emil Sinder.

(Nachdruck verboten.)

Draußen vor der kleinen Landstadt H. mit dem alten, hässlichen Rathhaus, den hohen Giebelhäusern und der breiten Landstraße standen in der Dämmerung zwei Männer, ein junger und ein älterer, etwa fünfzig-jähriger.

Der ältere, schon Graubärtige, war schlecht gekleidet und glich eher einem Bettler, als einem ehrbaren Landmann. Sein Körper verriet Kraft, seinen Gesichtszügen aber fehlten das Offene und Grade des freien Mannes.

Er hatte vor vielen Jahren in der Betrunktheit seine Frau erschlagen und war für sein Verbrechen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Nach fünf- und zwanzigjähriger Strafzeit hatte man ihn unter der Bedingung freigelassen, daß er bei der nächsten Straftat für immer hinter den Zuchthausmauern verschwinden würde. Peter Johann hatte also allen Grund, vorsichtig zu sein.

Der andere der beiden Männer war besser gekleidet, und sein Auftreten war alles andere als unsicher. Doch hatte sein Aeußeres etwas Abstoßendes, etwas, was an den angehenden Verbrecher erinnert. Es war Karl Erikson vom Granhof, gewöhnlich der Granhoffjunge genannt. Die Unterredung der beiden Männer drehte sich um einen Vorschlag, den der Jüngere dem Älteren machte, auf den aber Peter Johann nicht eingehen wollte. Der Ton des einen klang befehlend und gleichzeitig eifrig überredend, die Antwort des andern war aber kurz und ausweichend. Man hatte das Gefühl, als wolle er sich noch nicht gleich entscheiden, als wolle er Zeit gewinnen.

Der Granhoffjunge hatte das ganze Erbe seines Vaters durchgebracht. Seine einzige Rettung bestand in einer Heirat mit der Tochter eines reichen Nachbarn. Karl Erikson hatte auch Aussicht auf Verwirklichung seiner Pläne. Denn das Mädchen war ihm gut. Ihr Vater erklärte dagegen, daß, solange er lebe, aus der Partie nichts werden könne. Vater Anders war schon viel in der Welt herumgewesen und durchschaute nur zu wohl die Absicht des Freiers. Wollte der Granhoffjunge etwas, so möge er nach seinem Tode kommen. Solange mußte er sich gedulden.

Was der Granhoffjunge aber vor allem am wenigsten besaß, das war Geduld, und deshalb hatte er auch eine so lange Unterredung mit dem Zuchthäusler Peter Johann.

Er hatte diesem vorgeschlagen, daß er den alten Vater Anders aus dem Wege räumen sollte. Dafür wollte er ihm fünfhundert Kronen und sonstige schöne Sachen geben. Peter Johann hatte aber seine Bedenken.

Der Versucher schien zu begreifen, daß zurzeit nichts zu machen war. Mit einem „Ueberlege dir meinen Vorschlag!“ ließ er Peter Johann stehen. Das nächste Mal wollte er mit seinen Hülfskräften vorrücken.

Er wußte, daß Peter Johann dem Branntwein nicht widerstehen konnte.

Die Einsamkeit gebiert Gedanken, sowohl die wohlthuende Einsamkeit in den schönen, großen Wäldern, wie die traurige Einsamkeit in der kalten Zuchthauszelle. Der ehemalige Gefangene hatte sich das Grübeln über dies und das angewöhnt, und so grübelte er jetzt bei Tag und Nacht über den Vorschlag, den der Granhoffjunge ihm gemacht hatte.

Es war eigentlich ein häßliches Anerbieten. Fünfhundert Kronen aber waren ein schönes Stück Geld. Dafür konnte sich Peter Johann ein volles Jahr hindurch Tag für Tag betrinken. Die geforderte Gegenleistung war aber auch keine geringe. Wurde er ertappt, so verlor er entweder seinen Kopf, oder er konnte sein ganzes Leben hinter den Gefängnismauern verschmachten. Viel Freude hatte Peter Johann zwar von seiner Freiheit nicht. Alle wichen sie ihm aus; selbst seine alten Freunde kannten ihn nicht mehr. Aber er hatte doch das Meer, den Wald und die hohen Berge, auf denen er sich des wundervollen Fernblicks über die ganze sonnige Gegend freute.

Zwar hatte Vater Anders ihn auch nicht sonderlich freundlich behandelt, aber trotzdem —

Dann mußte Peter Johann täglich wieder an seine Frau denken. Er hatte sie zwar getötet, aber doch nicht mit seinem Willen. Er war sinnlos betrunken gewesen, als er die Untat vollführte. Sonst hätte er es nicht über das Herz gebracht.

Zwar war von Neue nicht viel die Rede. Er war ja bestraft worden. Fünfundzwanzig lange, schwere Jahre, die beste Zeit seines Lebens, hatte er hinter den düstern Kerkermauern geschmachtet. Seitdem hatte er sich weiter nichts zu Schulden kommen lassen, vielleicht hier und da einen kleinen Diebstahl. Aber den rechnete er nicht. — Hier aber handelte es sich um etwas Anderes, handelte es sich darum, daß er einen alten Mann, der ihm nie das Geringste getan hatte, mörderisch morden sollte.

In seinem Gehirn wirbelten die Gedanken bunt durcheinander. Er dachte an den Branntwein, den vielen, starken Branntwein, der alles auswäscht, alles vergessen macht. Dann kamen andere Gedanken, und ein fürchterlicher Abscheu gegen den Granhoffjungen bemächtigte sich seiner.

Ja wohl, er würde das Fett abschöpfen, wenn man den alten Vater Anders mit gespaltenem Kopfe auf-fände! Welch Unheil würde dieser Bursche in seinem frechen Uebermut wohl noch anstellen! Er sollte ihm das Bett machen, und war es gemacht, so würde der Mensch ihn mit Hunden vom Hofe jagen. Und Anders' Tochter, das arme, unschuldige Mädchen, was würde sie als Frau dieses Elenden zu leiden haben! Er würde sie zu Tode quälen, und gelang ihm dies nicht, so würde Karl Erikson schon Mittel und Wege finden, sich ihrer zu entledigen. Die Aermste!

Während Peter Johann so grübelte, sagte er einen Entschluß. In erster Linie wollte er Karl Eriksons Vorschlag ablehnen, weiter wollte er aber Vater Anders vor dem Granhoffjungen warnen. Damit schloß er ein.

In der Nacht hatte er einen wunderlichen Traum. Es schien ihm, als sähe er seine verstorbene Frau. Sie erschien ihm aber nicht, wie sie damals, in ihrer letzten Nacht, ihm entgegentrat, sondern als junges, liebliches Mädchen, so, wie sie damals war, als sie ihm ihr Jawort gab und sich glücklich an ihm schmiegte. Und sie lächelte ihm freundlich zu und sagte: „Hier, wo ich jetzt bin, ist alles Böse und Schlechte dieser Welt vergangen und vergessen!“

Da verschwand aber das Bild, und es erschien ihm eine andere Gestalt. Sie sah blaß und verweint aus und hatte eine schreckliche Wunde am Kopf.

Er erkannte sie. Es war Anders' Tochter, sie, die den Granhoffjungen heiraten wollte. Weiter sah er eine Reihe anderer Bilder, den alten Vater Anders, den Granhoffjungen und sich selbst. Alle grinsten sie ihn an und alle hatten sie klaffende Wunden am Kopf.

Als er am Morgen erwachte, war er in Schweiß gebadet.

Den ganzen Tag eilte er ziellos umher, als fürchte er sich vor seinen eigenen Gedanken und vor sich selbst.

Der Granhoffjunge hatte seinen Verführungsversuch erneuert und ihn mit Branntwein unterstützt.

Anfänglich war Peter Johann taub gewesen, nach und nach hatten sich aber seine Gedanken geändert.

Aus seiner Warnung des Vater Anders war nichts geworden.

Und während nun der Granhoffjunge immer wieder und wieder auf ihn einredete, versprach Peter Johann jedesmal, wenn er berauscht war, daß er seine Wünsche erfüllen werde. War er aber nüchtern, so hatte er stets von neuem Ausreden. So war es mehrere Wochen lang gegangen. Schließlich wurde Karl Erikson ungeduldig.

Inzwischen waren in Peter Johanns nüchternen Stunden seltsame Gedanken in seinem Gehirn entstanden. Eigenartige Gedanken, so daß dem Granhoffjungen, wenn er sie gekannt hätte, angst und bange geworden wäre.

Es war an einem Sonnabend-Abend, etwa einen Monat nach dem ersten Gespräch zwischen den beiden, als der Granhoffjunge wieder mit einer Flasche Branntwein in Peter Johanns Behausung erschien.

Nun müsse es bald geschehen, sagte er, denn, wie er bestimmt wisse, habe Vater Anders die Absicht, seine Tochter mit einem andern Bauern in der Nähe zu verheiraten.

Unter dem Einfluß des getrunkenen Branntweins

erklärte sich Peter Johann, wie gewöhnlich, zu allem bereit, was von ihm gefordert wurde, und der Granhoffjunge begann schon, über die beste Gelegenheit zur Ausübung des Mordes zu sprechen.

Die beiden Männer waren allein in der Wohnung. Peter Johann schien vom Branntwein immer mehr und mehr aufzuleben. Es leuchtete so wunderbar in seinen grauen Augen, daß der andere sich wohl erschrocken hätte, wenn ihm die Bedeutung der wilden Blicke klar geworden wäre.

Der Granhoffjunge hatte es nicht gemerkt, daß neben dem Sofa eine Art stand. Es war keine Holzhauer-, sondern eine richtige Fleischerart, deren blanker Stahl Peter Johanns Blicke förmlich an sich zog. Lange sah er sie unverwandt an. Daß er an einem Plan brütete, war klar. Worin dieser bestand, ahnte der Granhoffjunge aber nicht.

Den Augenblick benutzend, in dem sein Gast etwas vom Fußboden aufnehmen wollte, ergriff Peter Johann plötzlich die Art und spaltete mit einem Hieb den Kopf seines Verführers, der mit einem Schmerzenslaut vom Stuhle sank.

Dann leerte Peter Johann den Inhalt der Flasche, warf sich auf das Sofa und versank in tiefen Schlummer.

Ein Nachbar fand am nächsten Morgen den einen tot, den andern schlafend. Er rief Leute herbei, und bald darauf war Peter Johann gebunden auf dem Wege zum Gefängnis.

Beim Verhör erklärte Peter Johann, daß er auf die Dauer den Versuchungen des Granhoffbauern unterlegen wäre, daß der alte Vater Anders ihm leid getan, und daß er es nicht hätte übers Herz bringen können, einen so alten ehrlichen Mann in hinterlistiger Weise zu ermorden.

Ferner hätte ihm Anders' Tochter vor Augen gestanden, und er hätte sich die traurige Zukunft dieser an der Seite des Granhoffjungen ausgemalt. Da wäre der Beschluß in ihm gereift, diesen gemeinen, niedrigen Schurken und Versucher aus der Welt zu schaffen, um selbst Ruhe zu haben und das Leben und den Frieden zweier Menschen zu retten.

Der Ruf des Toten ließ die Angaben des Mörders glaubhaft erscheinen, und da der Mord in der Trunkenheit verübt war, lautete das über Peter Johann gefällte Urteil wieder auf lebenslängliche Zuchthausstrafe.



Wie Edison um seine erste Frau freite. Die erste Mrs. Edison war vor ihrer Verheiratung Telegraphistin im Bureau des großen Erfinders. Eines Tages stand dieser hinter ihrem Stuhl und beobachtete sie bei der Arbeit. Da drehte sie sich plötzlich um und sagte: „Herr Edison, ich wußte, daß Sie in meiner Nähe sind, ich fühle das stets.“ Edison, der die junge Dame schon seit längerer Zeit bewunderte, fragte: „Woher mag das wohl kommen?“ „Ich weiß nicht,“ war die Antwort. „Vielleicht daher,“ meinte er, „daß ich in der letzten Zeit soviel an Sie gedacht habe. Wollen Sie meine Frau werden?“ Sie sagte nicht nein, und einen Monat später waren die beiden verheiratet, und ihre Ehe war eine sehr glückliche.

Die kleinste Uhr der Welt. Diese befindet sich im Besitz eines Londoner Juweliers und gehörte einst der Marquise von Anglessey, die eine große Vorliebe für kostbare und eigenartige Schmuckstücke hatte. Die Uhr hat die Größe der kleinsten englischen Münze, des silbernen Dreipennystücks, und der Minutenzeiger ist etwa $\frac{1}{8}$ Zoll lang.

Die größte Zahnstocherfabrik. In der die kleinen nützlichen Instrumente noch aus Gänsekielen hergestellt werden, befindet sich in der Nähe von Paris und liefert jährlich ca. 20 Millionen Stück. Die Fabrik erzeugte ursprünglich Schreibfedern und ging, als diese aus der Mode kamen, zur Fabrikation von Zahnstochern über.

Eine entführte Braut. Ein Bräutigam, dem in der Tür der Kirche kurz vor der Trauung noch die Braut entrisen wird, gehört gewiß zu den Seltenheiten. Dies traurige Geschehnis passierte aber unlängst dem Lehrer einer Staatsschule in Melbourne, gegen dessen Verheiratung mit einem jungen Mädchen von 22 Jahren deren Verwandte viel einzuwenden hatten. Schon war die Trauung festgesetzt, und der Bräutigam, der Böses ahnte, hatte zur Sicherheit einen Polizisten mitgebracht. Als dann das Paar die Kirche betrat, fand es den Geistlichen in einer Unterhaltung mit einer Schwester der Braut begriffen; die Schwester stürzte sich auf die Braut zu, umklammerte sie und bat sie heftig, den entscheidenden Schritt nicht zu wagen. Der Bräutigam befahl wütend dem Polizisten, die Ordnung herzustellen, aber dadurch wurde die Sache noch schlimmer, und in der allgemeinen Verwirrung wurde die Braut plötzlich fortgerissen und in einen Wagen gesetzt, der im schnellsten Tempo davonfuhr. Der Bräutigam, der seinem Glück bereits so nahe gewesen war, hatte nun das Nachsehen und lang voller Verzweiflung die Hände ...

Eine Anekdote von Alexander Dumas Père erzählt der „Gaulois“. Dumas hatte als Diener einen Keger, dem er Kost, Logis und Kleidung gab, — der aber keinen Lohn von ihm erhielt. Der Keger beklagte sich auch nicht weiter darüber, bis sich eines Tages Kameraden über ihn lustig machten: „Du bist ein Dummkopf, du bist in Frankreich, du bist frei wie wir, du mußt dir einen Lohn zahlen lassen, und zwar für die ganze Zeit, seitdem du in deinem Dienste stehst. Er ist es die schuldig und muß zahlen.“ Der also bearbeitete Keger ging schnurstracks zu seinem Herrn: „Moussie, ich wollen Lohn. Ich dienen Moussie seit sechs Jahren; ich fordern Lohn seit sechs Jahren. Ich wollen nicht mehr dienen für nichts.“ Dumas wandte sich auf seinem Sessel um und sah den Schwarzen verächtlich von oben bis unten an: „Schwachkopf, wenn ich einen Brief bekomme, bezahle ich dann?“ „Nein, Moussie.“ „Warum? Weil er frei gemacht ist. Und siehst du, du bist auch freigemacht, nicht wahr? Weshalb soll ich denn nun dir zahlen?“ Und damit entließ er achselzuckend den Keger, der über diese Schlussfolgerung ganz verblüht war und seinen Lohn nicht mehr zu fordern wagte.

Die Influenza auf der Bühne. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Selbst die Influenza, die augenblicklich wieder so viele Opfer fordert, und die doch bisher wenigstens als eine moderne Krankheit galt, blickt bereits auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Wie der französische Arzt Cabanès festgestellt hat, wurde Paris schon vor mehr als 170 Jahren von einer Influenzaepidemie heimgesucht, die zahllose Opfer forderte. Die Krankheit verbreitete sich von Stadt zu Stadt und nahm sehr gefährliche Dimensionen an, besonders im Jahre 1733; man hatte ihr auch einen Namen gegeben und nannte sie „Follette“, wahrscheinlich weil sie wie ein „Frischlicht“ bald hier bald dort auftauchte und die Menschen ins Verderben lockte. Aber die gute alte Zeit verlor auch den unangenehmen Dingen des Lebens gegenüber nicht den Humor. So war man denn auch bald so weit, über die Krankheit herzhaft lachen zu können, und machte sie zum Stoff eines Schauspiels, das ähnlich wie die modernen Revuen in sose zusammenhängenden Szenen die Wirkung der Krankheit schilderte. Im Mittelpunkt der Handlung stand ein Arzt, der selbst am meisten darüber erkrankt ist, daß man so viel Zutrauen zu ihm hat. Von überallher kommen Leute zu ihm und bitten ihn, sie von der neuen Krankheit zu heilen. Er zieht aus diesem Ruf, den er genießt, Nutzen, und verkauft als Heilmittel viele Medizinflaschen, die mit einer ganz harmlosen Flüssigkeit gefüllt sind. In allerlei komischen Zwischenfällen stellen sich die Kranken bei ihm vor und klagen über die gleichen Merkmale, die auch heute noch den von der Influenza Befallenen heimsuchen. Am Schluß tritt schließlich ein Kapellmeister auf, der als bestes Mittel für die Verschmuspung das Singen von ihm komponierter Arien empfiehlt und denen, die die Sicht haben, zum Tanze aufspielt. Das Ganze wird von einem lustigen Ballet beendet. Auf so harmlose Weise vergnügte man sich in früheren Zeiten. Aber die eine Kühnheit, frisch in das Leben hineinzugreifen, hatte man doch vor uns voraus. Hat schon einer unserer Dramatiker die Influenza auf die Bühne gebracht?